

Erich Loest

Essay

Der gerade zwanzigjährige Erich Loest verband seine Tätigkeit als Journalist bei der "Leipziger Volkszeitung", an die er durch einen Zufall geraten war, sehr bald mit ersten Proben als Erzähler. Die Kriegserlebnisse, die er als Teil von Hitlers letztem Aufgebot hatte – Loest war mit seinen 17 Jahren schließlich sogar Werwolf geworden –, bedurften einer intensiven Abarbeitung.

Das eigene Erleben ging relativ unverstellt in zahlreiche Erzählungen (bis 1947/48 waren es nach Loests Angaben ca. 40, von denen 10 bis 12 gedruckt wurden) und den um die Jahreswende 1947/48 begonnenen Roman "Jungen, die übrigblieben" ein.

Der Roman zeigt die Entwicklung mehrerer Jugendlicher zwischen 1944 und der ersten Nachkriegszeit. Sie kommen auf verschiedene Weise durch. Insbesondere die Entwicklung des Walter Uhlig, der autobiographische Züge trägt, wird glaubhaft vorgeführt: Härte und Brutalität der Ausbildungszeit, Grausamkeit des Krieges, Desillusionierung des einstmals begeisterten Mitläufers. Loest beschränkt sich auf die Schilderung äußerer Ereignisse; seine Genauigkeit bei der Schilderung des gerade Durchlebten ist aber entschieden glaubwürdiger als die Anfang der sechziger Jahre erschienenen Wandlungsromane von de Bruyn, Noll, Max Walter Schulz, in denen Weltanschauungsdiskussionen das alltägliche Erleben verdrängen. Keine vorbildliche Leitfigur nimmt Uhlig an die Hand, um ihn auf den rechten Pfad zurückzuführen. Nach dem Krieg läßt er sich vielmehr treiben; der Verlust alter Ideale und Mißtrauen gegen jedes neue Ideal verbinden sich zu einer grundsätzlichen Skepsis. Auch wenn Uhlig sich allmählich zu einer Berufsentscheidung durchringt, bleiben ihm doch weitreichende weltanschauliche Entscheidungen fremd.

"Standpunktlosigkeit" warf die "Tägliche Rundschau", die Tageszeitung der sowjetischen Militäradministration, dem Autor vor; Loest wurde, damit ihm später das neue sozialistische Leben in die Feder steige, erst einmal in die Produktion geschickt. (Für die zweite Auflage des Romans im Mitteldeutschen Verlag 1954 mußte Loest allzu grobe "Naturalismen" streichen.) Loest zeigte sich nur wenig irritiert, der Schritt zum Schriftsteller war getan; in der Produktion hielt es ihn nur kurz, die Verlagskontakte waren gut, seine Phantasie entfesselt. Formprobleme gab es für Loest nicht, die Verlage nahmen alles, wenn die Geschichten nur als politisch nützlich galten.

Bei allen stilistischen Mängeln ist Loests erster Roman bis heute von dokumentarischem Wert und lesbar geblieben; gleiches gilt für den schmalen Erzählungsband "Nacht über dem See" aus dem gleichen Jahr. Zu Recht hat Loest den längst vergriffenen und im Westen zuvor nie angekommenen Roman als Band 1 seiner im Linden-Verlag erscheinenden Werkausgabe wieder zugänglich gemacht.

Mit seinen zu Beginn der fünfziger Jahre geschriebenen Erzählungen und dem Berlin-Roman "Die Westmark fällt weiter" (verkaufte Auflage 65 000 Exemplare) wurde Loest rasch populär. Gefällig in mehr als einem Sinne ging es da zu: In den "Sportgeschichten" beispielsweise stimmt der Autor immer

03

neu das Lied "Vom Ich zum Wir" an: eine Gruppe von Mädchen findet zur echten Volleyballmannschaft zusammen; ein Kriegsteilnehmer, der nie wieder eine Waffe in die Hand nehmen wollte, erklärt sich endlich bereit, die Schießausbildung in der FDJ zu übernehmen – ein Sabotageakt im Betrieb erleichtert ihm die Entscheidung. Der Perspektivgewißheit der DDR-Jugend steht die absolute Desolatheit der BRD-Jugend gegenüber. Deutlicher natürlich

noch in Berlin. In dem Kolportage-Roman "Die Westmark fällt weiter" ist 'historisch' ohnehin alles klar. Historisch bedeutet für den Autor damals: Westberlin wird in kürzester Frist verfaulen, im Ostteil der Stadt spätestens in zehn Jahren der Kommunismus ausbrechen.

Die Konfliktkonstellation und ihre zügige Lösung sind denn auch recht überschaubar. In Westberlin wird der Protagonist zum kriminellen Bandenführer (authentisches Vorbild war für Loest die Gladow-Bande, auf die Thomas Brasch mit seinem Film "Engel aus Eisen" 30 Jahre später zurückkommen sollte); sein Gegenpart ist der naive Kellner Ahlsen, der vom Leser kitschiger Abenteuerliteratur zum bewußten FDJler wird. Begeistert nimmt er an den Weltfestspielen der Jugend teil.

Selbst die zeitgenössische DDR-Kritik bemängelte diese Idyllik der Lösungsangebote, lobte aber insgesamt die große "Bedeutung gegen die Frontstadtpolitik Reuters", und das war dem jungen Autor wohl auch das wichtigste Anliegen.

Als Leipziger Schüler hat Fritz Rudolf Fries den selbstsicheren Loest kennengelernt; in seiner ironischen Erinnerung erhalten wir hinreichende Informationen über das Literaturverständnis des Jungschriftstellers: "Er schreibt mit der Zeit, daß heißt, er muß das kommende Jahr abwarten, die Weltfestspiele in Berlin, er braucht den August 51 für den Schluß seines Romans, für das Doppelbild der geteilten Stadt, da trotz Sabotage der (Westberliner – M. B.-L.) Stumm-Polizei die Verbrecherbande gefaßt wird in einer gemeinsamen Aktion von Ost und West, indes die Jugendlichen im *demokratischen Sektor* (Hervorhebung von F. R. F.) sich zum Kreis schließen."

Die Probleme seiner Gesellschaft scheinen Loest weitgehend gelöst, zumindest lösbar, bis der 17. Juni, den Loest in seiner Funktion als Vorsitzender des Schriftstellerverbandes Leipzig zufällig in Berlin erlebt, sein harmonisches Weltbild nachhaltig erschüttert. In zwei Artikeln für das "Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" ("Es wurden Bücher verbrannt" und "Elfenbeinturm und rote Fahne") suchte Loest nach Antworten, die über die Klischees "Volksaufstand" (im Westen) und "faschistischer Putschversuch" (in der DDR) hinausführen sollten. Als Journalist und Schriftsteller sah er einen wesentlichen Grund für die bereitwillige Aufnahme reaktionärer bis faschistischer Zielvorstellungen auch in der Arbeiterklasse darin, daß die Presse die tatsächlichen Probleme der Bevölkerung nicht mehr wahrgenommen bzw. eigene Zielvorstellungen auf einige handliche Formeln zurechtgestutzt hatte: "Die Elfenbeintürme unserer Presse sind durch den 17. Juni ins Wanken geraten. Nun ist es an den Presseleuten selbst und an allen, denen eine wirkungsvolle

04

Presse am Herzen liegt, die schwankenden Mauern schleunigst und bis auf ihre Grundfesten abzutragen."

Eine derartige Kritik schien im Zuge des "Neuen Kurses" nach dem 17. Juni offiziellen Stellen zunächst wohl akzeptabel: Ursachenforschung im eigenen Hause, nicht wohlfeile Delegierung von Verantwortung nach außen; allerdings wenige Wochen nur, dann begann die Suche nach Parteifeinden, die die faschistische Dimension des 17. Juni angeblich verharmlosten. Loests ehemalige Kollegen in der "Leipziger Volkszeitung" warfen ihm gar vor, er schwenke "die Fahne der faschistischen Provokateure".

Loest, der sich zum Zeitpunkt der Eröffnung der Kampagne als Delegierter des Schriftstellerverbandes in Ungarn aufhielt, geriet nun in die Mühlen von Kritik und Selbstkritik. Ausschluß aus Partei und Schriftstellerverband war das Ziel seiner Widersacher, taktisches Verhalten des Angegriffenen und die maßgebliche Intervention Kubas, des Sekretärs des Schriftstellerverbandes, gaben schließlich den Ausschlag – Loest durfte nach vorsichtiger Selbstkritik bleiben.

Loests Selbstbewußtsein als Schriftsteller war ungebrochen. Er schrieb zwar nicht, wie mancher von ihm erwartet haben mochte, den großen Roman über die Grenzpolizei der DDR

(eine Reportage "Dienst an der Grenze", die im Februar 1953 erschienen war, wurde in diesem Sinne hochgelobt), blieb aber der gängigen Theorie treu, es gelte, gewisse "Schwerpunktthemen" der Reihe nach abzuhandeln. Als Student des Literaturinstituts in Leipzig 1955/1956 konnte Loest bereits auf die Fertigstellung eines weiteren Romans mit Schwerpunktthema verweisen: "Das Jahr der Prüfung" ist der erste Roman über die Arbeiter- und Bauernfakultäten.

Der Roman schildert das erste Studienjahr einer Gruppe von jungen Leuten; bis zur Zwischenprüfung entsteht ein echtes Kollektiv. Im happy ending endet alles, denn "bis auf das Flittchen (...) und den Schuft (...), die das Kollektiv als Krankheitskeime ausstößt, bestehen alle die Schlußprüfung des ersten Studienjahres" (Auer). Zwar werden auch Bezüge zum Tagesgeschehen hergestellt, doch weitgehend bewegen sich die Protagonisten in einer pädagogischen Provinz, in der sie der Autor erzieht oder endgültig entlarvt. Der Karrierist wird beseitigt, die mittleren Helden finden zu trauter Zweisamkeit.

Das Jahr 1956 brachte für das Leben Loests den entscheidenden Einschnitt: der XX. Parteitag der KPdSU, die Polen- und Ungarn-Ereignisse, ideologische Debatten am Leipziger Literaturinstitut und an der Leipziger Universität (Loest hörte u. a. Vorlesung bei Hans Mayer) zerstörten die Leitbilder der ersten Aufbaujahre. Diskussionszirkel bildeten sich, um Konsequenzen einer Entstalinisierung für die DDR zu erörtern. Loest, Zwerenz, eine Gruppe Leipziger Slawisten gehörten dazu. Die Gruppe wurde denunziert, nach langer Untersuchungshaft wurde Loest wegen "konterrevolutionärer Gruppenbildung" zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Loest mußte diese Strafe bis zum letzten Tag absitzen, da er nicht bereit war, irgendeine Art von

05

Selbstkritik zu üben; zu den Haftmaßnahmen gehörte ein striktes Schreibverbot. Einiges über diese Jahre, über die Überlebensstrategien Loests, erfährt man aus seiner Autobiographie "Durch die Erde ein Riß".

Nach der Haftentlassung bedurften diese Erlebnisse und die aufgespeicherten Fiktionen rascher Fixierung. Nicht weniger als elf Romane und ca. 30 Erzählungen, "Ergebnis unnatürlichen Staus" (Loest), brachte die Produktivität zwischen 1965 und 1975 hervor. Vorrangig dem Broterwerb dienten die rasch heruntergeschriebenen Kriminalromane und -erzählungen, die Abenteuerromane, die immer spannend und überreich mit humoristischen und satirischen Zügen versehen, allerdings nicht die DDR-Gesellschaft, sondern das Leben im kapitalistischen Ausland zum Gegenstand hatten. Loest schrieb diese Arbeiten größtenteils unter Pseudonym.

Der eigenen Vergangenheit und der bedrängenden DDR-Gegenwart aber wollte und konnte sich Loest nicht lange entziehen. Noch vor seiner Verhaftung hatte er einen zweiten Roman über die letzte Kriegsphase begonnen. 1968 erschien "Der Abhang".

Der in die SS gezwungene Oberschüler Harry Hahn verliert seine Skrupel, beginnt an die Kumpelhaftigkeit der Überzeugungstäter zu glauben, beteiligt sich schließlich an der Ermordung von slowakischen Partisanen; er bleibt bis ins Frühjahr 1946 Werwolf und wird am Ende sterbend von SS-Leuten zurückgelassen, die sich nach Bayern durchschlagen. Psychologisch genau beleuchtet Loest den Zerfallsprozeß des Jugendlichen, für den es schon bald keinen Weg zurück mehr gibt.

"Der Abhang" ist gleichsam die Antithese zum ersten Roman Loests. Hahn ist die Figur des Täters, die den Mitläufer erst ermöglicht. Es ist eine tragische Geschichte, aber ohne jegliche Rechtfertigung.

In Erzählungen ("Pause auf Ribbensöy", "Sliwowitz und Angst") und autobiographischen Skizzen ("Kleiner Krieg", "Pistole mit sechzehn", letztere nahm Loest später in seine

Autobiographie auf) kam der Autor auf sein Erleben in faschistischer Zeit zurück.

Die autobiographischen Aufzeichnungen Loests über seine Kinder- und Jugendjahre unter dem Faschismus sind Studien über die Macht im faschistischen Alltag (vergleichbar Christa Wolfs "Kindheitsmustern"). Sie gehören mit dem späteren Erleben Loests in den fünfziger Jahren zum bleibenden Grunderlebnis, das das spätere Mißtrauen des Autors und seiner Helden gegen die Übernahme von Machtpositionen erklären mag. Macht, wie gering ihre Möglichkeiten auch sein mögen, trägt den Mißbrauch immer schon in sich. Das Gesellschafts- und Selbstbild seiner Helden gerät in die Krise, der ursprüngliche Glaube an eine immer stärkere Überlappung von individuellen und gemeinschaftlichen Interessen geht verloren, Selbsttäuschung und Verweigerung sind die Scheinlösungen.

Wie früh dieser Prozeß einsetzen kann, zeigen Loests Erzählungen, in denen Jugendliche mit engstirnigen Erziehungskonzeptionen kollidieren ("Haare"), im Konkurrenzkampf des Leistungssports ("Sommer mit sechzehn") und der

06

Schule ("Eine Falte spinnwebfein") Normen eines Leistungsethos verinnerlichen; der erste Schritt zur psychischen Deformierung ist getan. Verdrängungsstrategien, Geschichtsklitterungen sind dann nicht mehr weit. Tabus der öffentlichen politischen Diskussion überdauern, entstehen neu.

Die überzeugendste Verdichtung dieses Prozesses in seinem bisherigen Werk gelang Loest mit dem kleinen Roman "Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene" (1978). Loest hat hier ein ganzes Arsenal von Techniken entwickelt, um seiner Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten an Stellen, die mancher sich lieber im Dunkeln wünschte.

Sein Leipziger Anti-Held Wolfgang Wülff, gerade 26jährig, verheiratet, Vater eines Kindes, ist der klassische 'mittlere' Held. Er will keinem zu nahe kommen, möglichst ohne Einmischungen von außen seinen Weg gehen. Das Leistungsdenken seiner Gesellschaft (vor allem vermittelt über seine Frau) ist ihm fremd; er ist ein "Konsumspießier" (Loest), der große Veränderungen nicht mehr erwartet, sich vielmehr in der "Robustheit des Schlendrians" eingerichtet hat. In den privaten Nischen der Gesellschaft – hierin liegt ein wesentlicher Teil der künstlerischen List des Autors – allerdings werden dann ganz offen Wahrheiten über die tatsächlichen gesellschaftlichen Konflikte ausgetauscht. Der gute Beobachter Wülff ist, bei allem Opportunismus, im privaten Kreis recht unbestechlich – der Autor kann auf vergleichbare Erfahrungen seiner Leser rechnen. Das Personal des Romans ist überschaubar: Intellektuelle Leipzigs schmoren im eigenen Saft; die großen Aufbruchshoffnungen früherer Zeiten sind schon längst im provinziellen Mief abhandengekommen (Loests Kollege und Freund war der Trifonow der "Moskauer Novellen"). Auch die nachfolgenden DDR-Generationen haben schon ihre traumatischen Erlebnisse: für Wülff insbesondere eines in den sechziger Jahren, als den naiven Teilnehmer einer verbotenen Beatveranstaltung ein volkseigener Polizeihund biß, der nach seiner schlichten Vorstellung hätte Imperialisten beißen sollen, und ein anderes Erlebnis in den siebziger Jahren: Wülff beschimpft einen Vater, der sein Kind zum Leistungsschwimmer dressieren möchte, als Faschisten und wird daraufhin gerichtlich belangt.

Loest hat diese Genauigkeit in der Schilderung provinzieller Enge zuvor schon in den genannten Erzählungen, in Teilen des Romans "Schattenboxen" und auch in dem bei uns völlig unbeachtet gebliebenen Roman "Der elfte Mann" erreicht.

Die DDR-Literaturkritik reagierte auf den Leipzig-Roman allergisch. Keiner mochte so recht die geschilderten Einzel Tatsachen in Frage stellen; was nach Meinung der offiziellen Kritik dem Roman aber fehlte, war perspektivische Aufhellung, die deutliche Distanzierung von seiten des Autors. Nicht die dokumentierte Wirklichkeit, sondern das Bewußtsein des Autors war einmal mehr zu ändern: "So entsteht, trotz seiner Detailbeobachtungen im Alltag, insgesamt ein DDR-Bild, das nicht *unser* (Hervorhebung M. B.-L.) reales Ver

07

hältnis von Macht und Verantwortung und der Teilnahme jedes einzelnen wiedergeben kann." (Neubert)

Loest war, solange die DDR bestand, nie rehabilitiert worden; sein Schreiben ist der Versuch einer Selbstrehabilitation. Es muß notwendig, als einen wesentlichen Erlebnisraum, die Gefängnisserlebnisse immer einschließen. Der Roman "Schattenboxen", die Erzählungen "Etappe Rom", "Zwei Briefe von Rohdewald", der Karl-May-Roman "Swallow, mein wackerer Mustang" und die Autobiographie sind hautnahe Ausstellungen dieser erfahrenen Leiden.

"Schattenboxen" ist die Geschichte einer mählichen Reintegration eines Mannes, der in ein Wirtschaftsverbrechen hineingezogen worden war; erst als nach seiner Haftentlassung zumindest im privaten Raum über diese Vorgeschichte geredet werden kann, "die Flucht vor sich selbst" endet, zeigt sich ein schmaler Hoffnungspfad.

In "Schattenboxen" ist es der Haftentlassene selbst, der die Vergangenheit zunächst meidet, in der Erzählung "Zwei Briefe von Rohdewald" sind es die Lebenslügen der einstmaligen Freunde des Häftlings (aus dem Schriftstellermilieu, und auf tatsächliche kulturpolitische Ereignisse bezogen), die der Autor akzentuiert: Aus Angst, in den Fall verwickelt zu werden, hatten sie Briefe des Verhafteten gar nicht erst geöffnet. Loest denunziert sie nicht; mit sich ins reine kommen können sie doch nur selbst. Die Halbfiktion dieser Erzählung transportierte DDR-Geschichte so genau, daß eine Veröffentlichung in der DDR abgelehnt wurde.

Auch Loests Autobiographie "Durch die Erde ein Riß" (1981), die ungeschönt frühe DDR-Geschichte darstellt, hatte bei DDR-Verlagen keine Veröffentlichungschance. Zu weitgehend war die Tabuverletzung: die politischen Prozesse der fünfziger Jahre, die Diskussionen nach dem XX. Parteitag (hier gibt Loest wichtige Einblicke in die Situation am Literaturinstitut in Leipzig), die Darstellung seiner Untersuchungshaft und die Gefängnisjahre in Bautzen. *Bautzen* aber war in der DDR ein Unwort; ein auf die Dauer unerträglicher Zustand für einen Autor, dem sich jede neue Erfahrung nur vor dem Hintergrund des Bautzen-Erlebens vermittelt.

Und doch ist kein Buch bloßer Selbstrechtfertigung entstanden; die eigene Hemdsärmeligkeit in der frühen DDR-Zeit gehört zur Loest-Geschichte wie spätere Skepsis und Desillusionierung. Einer selbstgerechten Vereinnahmung im Westen entzog sich die Darstellung gleichfalls; man lese die differenzierte Sehweise des 17. Juni 1953, die vorsichtige Wertung von Personen (z. B. Kurellas, Kubas), die bei uns längst in Schablonen gepreßt sind. Loest ist auch als Biograph ehrlich genug, manchmal ratlos zu sein.

Schreiben als Selbstrehabilitation, als Teil eigener Überlebensstrategie, als Chance zur Verkleidung – das ist das Thema von Loests Karl-May-Roman "Swallow, mein wackerer Mustang" (1980). Schreiben als Möglichkeit, die Mißlichkeiten des eigenen Lebens hinter sich zu lassen, eine eigene Existenzweise zu finden, die der Knasterfahrung sich entledigt, endlich eine bürger

08

liche Existenz sich zu sichern, ist die Hoffnung des Graphomanen May. Distanz zum Prediger May, Sympathie für den immer scheiternden Phantasten, der eigenen Vergangenheit zu entkommen – zwischen diesen Polen bewegt sich Loests romanhafte Biographie. Die sächsische Landschaft ist dem Beschreibenden vertraut; bloße Einfühlung aber verbietet sich dem historisch genau arbeitenden Loest. Diese Lebensbeschreibung ist neben de Bruyns Jean-Paul-Buch der wichtigste Versuch eines DDR-Schriftstellers, Schreibbedingungen eines Kollegen umfassend zu analysieren. Ihre Genauigkeit erst macht sie über die historische Analyse hinaus bedeutsam.

Noch in Leipzig hatte Loest seinen zweiten großen Leipzig-Roman "Völkerschlachtdenkmal" (1984) begonnen, einen Rückblick auf 150 Jahre sächsischer Geschichte aus dem Blickwinkel einer schweijkschen Synthesefigur namens Carl Friedrich Fürchtegott Vojech Felix Alfred Linden, die, ein anderer Oskar Matzerath, einem durchaus freundlichen Angehörigen der Staatssicherheit in der Heilanstalt die eigene Geschichte und die ihrer inkorporierten Ahnen erzählt. Linden und seine Vorfahren haben kaum einmal den Schatten des Völkerschlachtdenkmal verlassen, jenes Denkmals, das die Sachsen weniger an die eigne, vielmehr an die ungeliebte preußische Geschichte gemahnt, haben die Sachsen doch, so erhellt es der vielwissende Erzähler, immer auf der falschen Seite gekämpft, um so immer wieder zu unterliegen, zumindest aber untergebuttert zu werden: "Von heute aus gesehen sind wir ein bißchen Abfall, ein Rest auf der falschen Seite, Peinlichkeit, Krätze der Geschichte". Nicht verwunderlich, daß der wütende Linden die Mahnung an die verunglückte sächsische Geschichte schließlich in die Luft sprengen will. Er wird daran gehindert, landet in der Psychiatrie, was ihm die Möglichkeit gibt, Glanz und Elend Leipziger Geschichte detailbesessen auszubreiten: Warum sind die Sachsen nie so recht zum Zuge gekommen? Warum sind sie, wenn sie mal zum Zuge kommen, nicht mehr Sachsen, sondern bloß von Berlin angekränkelter Ulbricht?

Wie Loest seinen Sprengmeister Alfred Linden rasonieren läßt, spinnert zuweilen, unnachsichtig dokumentarisch, bitter auch, das macht dieses Buch zu einem großen Heimatroman. "Sauberer proletarisch-progressiver Geschichtsinstinkt", wie Loest den Beamten der Staatssicherheit seinem erzählfreudigen Gegenüber bescheinigen läßt, geht nahtlos über in eine große, als Kindheitserinnerung des Linden heraufgeholt Utopie von Blochscher Bildlichkeit: "Ich drückte den Kopf ins Genick, bis es schmerzte, bis mir schwindelte, da begannen die Reiter (am Denkmal, M. B.) sich im Kreise zu drehen, sie ritten nach Hause. Heute als alter Mann kenne ich nichts Schöneres in der deutschen Sprache als: nach Hause".

Die leichte Ironie des Autors schwindet nur einmal ganz, im 12. Kapitel nämlich, dem Kapitel, das von der Sprengung der Leipziger Universitätskirche 1968 handelt. Dort stehen sie: die Namen der Leipziger Stadtväter, die Namen derjenigen, denen der Leipziger Loest nicht verzeihen kann, daß sie nicht, wenn schon Zerstörung von Geschichte angezeigt war, das Denkmal sich

09

vornahmen, denn: "Das Denkmal ist nur für die Toten der einen Seite gebaut, das wird sein Fehler bleiben."

Loests Leipzig-Roman "Zwiebelmuster" (1985) ist voller selbst durchlebter Bitternis.

Der Schriftsteller Hans-Georg Haas, Verfasser historischer Prosa, möchte nicht länger nur in die Vergangenheit reisen, sondern ganz handfest 'Reisekader' werden. Doch Gegenwart und Geschichte stellen sich ihm in den Weg. Die Tochter beteiligt sich an Umweltaktivitäten, gerät in Konflikt mit der Polizei und belastet damit die Kaderakte des Vaters. Der in den fünfziger Jahren übereifrige Genosse Haas wird vom damaligen Kontrahenten an zwei scharfe Polemiken erinnert (Loest gräbt eigene Artikel aus seiner naßforschenden Frühzeit aus). Zieht der damals geschafte Genosse an Fäden, die die Reisepläne vereiteln? Ist die vorübergehende Aufmüpfigkeit der Tochter ein Hinderungsgrund? Wird womöglich nur kräftig geschlampt? Zwei Anläufe des braven Haas scheitern, obwohl ihn niemand direkt zurückweist. Der dritte Versuch schließlich endet unmittelbar vor dem Grenzübertritt mit einem Nervenzusammenbruch. Haas landet in der Psychiatrie – "Auslandstrauma" ist die Diagnose. Nach der Genesung könnte sich eine weniger traumatisierende Arbeit anbieten: ein Sachbuch über das allseits beliebte Zwiebelmuster aus Meissen.

Haas, solider Handwerker und Alleschreiber, changiert zwischen Selbstmitleid, Auflehnung und Depression. Er ist ein geradezu klassischer Fall ungelebten Lebens. Loest zeigt den "Untergrund der Biederkeit" (Erhard Schütz), der schließlich auch den gutgläubigen Genossen

aus dem zweiten Glied in eine Situation treibt, in der Hoffnungen absterben: Dokument einer Verstörung und Vorspiel einer umfassenderen Desillusionierung. Die DDR in der Agonie.

„Froschkonzert“ (1987) ist Loests erster Roman, der ganz im Westen spielt, sieht man einmal von den Karl May-Welten seiner Abenteuer- und Kriminalromane ab. Eine Krähwinkelwelt am Teutoburger Wald, Porträt eines biederen Städtchens, durchaus verwandt Osnabrück, dessen brave Bürger sich über den Neubürger Loest entrüsteten, weil er sie in dem kleinen Fernsehbeitrag „Ein Sachse in Osnabrück“ (1986) auch an die Zeit des Faschismus erinnert hatte.

„Froschkonzert“, zuerst als Theaterstück in Osnabrück aufgeführt, führt in die Intrigenwelt der Provinz. Ein konservativer Geschichtslehrer hofft nachweisen zu können, daß die berühmt-berüchtigte Römerschlacht in der Nähe seines Heimatstädtchens stattgefunden hat. Schon träumt er von einem von Touristen belagerten „Karthago des Nordens.“ Doch der Traum vom großen Aufschwung erfüllt sich nicht. Die Ausgrabungen haben nicht römische, sondern Reste faschistischer Vorgeschichte zutage gefördert.

Loest hat in bester Böll-Tradition der bundesrepublikanischen Provinz einen Spiegel vorgehalten: Spott über Originalitätssucht und hurtiges Geschichtemachen.

10

Loest ist auch Verfasser zahlreicher Reisebilder. Doch nach den belüftenden Ausflügen zieht ihn die Miefigkeit deutsch-deutscher Provinzialität wieder an.

Der Roman „Fallhöhe“ (1989) ist eine lockere Sammlung von Notizen über ehemalige DDR-Kollegen: zuweilen kleine treffende Porträts, mitunter Geschichten und Gerüchte, manchmal bissig pointiert, dann aber auch ausgesprochen flach-witzig. Der Faden, der diese Notizen zusammenhält, ist recht grob gedreht. „Idee passé, das Buch von gestern“ („Spiegel“)? Nur wenn man den Roman als gewichtiges Strategiepapier liest. „Erlebte Ärgernisse läßt er im Werk literarisch produktiv werden“ (Manfred Jäger)? Pompöse Worthülsen für ein Buch, das als Klatschbuch mit Insiderwitzen nett zu lesen ist, aber sicher nicht vordringlich in die beim Linden-Verlag erscheinende Werkausgabe gehört.

Das „niedliche Kundschafterchen“ Köhler, Protagonist von „Fallhöhe“ und Marionette der Stasi, ist ein Medium, über das Loest zugleich auch seine eigenen Ressentiments transportiert. Sprachexperimentelles mögen Köhler/Loest nicht sonderlich; das hat Loest übrigens nie verheimlicht. Über sein Klagenfurt-Erlebnis heißt es denn auch in dem Bändchen „Geordnete Rückzüge“ (1984) lapidar: „Literatur für Leute von 7000 Mark Monatseinkommen aufwärts, lästerte ein Verlagskaufmann am Rande. (...) Kollegen habe ich kennengelernt, denen ich wieder begegnen möchte, und mir ist eingebleut worden, daß man bei den vertrackten Konjunktiven und der Adjektivwahl gar nicht genug aufpassen kann. So belehrt und bereichert, zog ich mich geordnet zurück. Immerhin: 361 Tage im Jahr residiert die deutschsprachige Literatur nicht in Klagenfurt.“ Wohlgesprochen – mit einer Einschränkung allerdings: Die Konjunktivbelehrung müßte unnachsichtig wiederholt werden.

In seinen Fühmann-Vorlesungen von 1985 hat Loest seine literarischen Vorlieben noch einmal deutlicher benannt: „Was meinen Geschmack als Leser anlangt, so sind mir Geschichten am liebsten, die den Eindruck erwecken, das, was da geschildert wird, habe sich tatsächlich so zugetragen, parabolische Spiegelungen und Berechnung, Bildungsgut und doppelter Boden, Anspielung auf schon Gehabtes bei anderen – Hoffmann und Kafka sind bevorzugte Stichwortgeber unserer Jahre – haben draußen zu bleiben. Sollte ich je ein Lieblingsgeschichtenbuch herausgeben dürfen, stünde Hemingway ganz oben.“ Wie so oft ist der erfindungsreiche Schriftsteller dem Theoretiker voraus. Als Prosaautor ist Loest immer bereit, sich dem denunzierten Spieltrieb zu überlassen. Manchmal aber scheint es so, als überschätze er die mögliche Funktion seiner – bei allem Widerspruch – unterhaltenden

Romane ("nur Romane können Gerechtigkeit schaffen"), dann wieder stellt sich Erleichterung ein, wenn er nämlich fröhlich daher fabuliert: Er kann es so nicht meinen.

Ganz unerbittlich und unnachsichtig, sympathisch bärbeißig und genau wird Loest, wenn es an die Dokumentation der eigenen Lebensgeschichte geht. "Der Zorn des Schafes" (1990) – Ergänzung und Fortsetzung von "Durch die Erde ein Riß" –, die Dokumentation "Die Stasi war mein Eckermann" (1991),

11

seine journalistischen Interventionen zugunsten der weniger oder gar nicht bekannten Stasi-Opfer, seine Gesprächsbereitschaft und Streitbarkeit gegenüber Mitläufern und Drahtziehern – das alles sind gewichtige Beiträge zu einer Geschichtsschreibung von unten. Was für ein Schock muß es für Loest gewesen sein, als er Mitteilung davon erhielt, welche unvorstellbar aufwendige Stasiarbeit ihm gegolten hatte: 31 Ordner zu je 300 Blatt für die Zeit zwischen 1975 und 1981! Nur wenige dürften intensiver überwacht worden sein. Wer also wäre mehr als Loest dazu prädestiniert, die biographischen Umschlagpunkte im Leben von Zeitgenossen und Romanfiguren aufzudecken?

Der Roman "Katerfrühstück" (1992) aber bleibt, zumindest in dieser Hinsicht, oberflächlich. Loests Ehrgeiz, sich als Chronist deutsch-deutscher Verhältnisse dem je Gegenwärtigen möglichst rasch zu widmen, kann auch seine Tücken haben. Holzschnittartig geraten im "Katerfrühstück" die Charaktere; Anekdoten dominieren. Erfahrungen werden nicht erzählerisch entfaltet, sondern, leider, nur witzig zugemüllt.

Heiner Müllers Sentenz über das Leben Loests kann nicht das letzte Wort über den Schriftsteller Loest sein: "Der hat recht, auch wenn er unrecht hat. Er ist allerschlimmstens behandelt worden, dem würde ich nie etwas übelnehmen."